

MELANIE HUEMER

LESEPROBE

Schatten
gleichnis

VAMPIRE LIEBEN DÜSTER

FOREVER 



Die Autorin

Melanie Huemer, geboren 1983 in Linz, Oberösterreich, absolvierte ein Studium an der Akademie für den medizinisch-technischen Laboratoriumsdienst in Steyr. Seit 2006 ist sie Biomedizinische Analytikerin und seit 2010 lebt und arbeitet sie im schönen Wien. Neben dem Schreiben verbringt sie ihre Freizeit auf ihrem Motorrad und und hält sich mit Tanzen fit.

Das Buch

Düster, spannend und fesselnd - Ein etwas anderer Vampirroman

»Ich trage ein Kleid aus schwarzen, filigranen Rosen. Es ist bodenlang und schulterfrei. Barfuß schreite ich langsam einen moosbewachsenen Weg entlang, über mir ein klarer Sternenhimmel und eine schmale Mondsichel, die nur wenig Licht spendet. Gläserne Bäume säumen den Weg, sie fächern das Licht und verleihen der Szenerie etwas Übernatürliches. In meinen Händen halte ich einen Strauß aus strahlend weißen Callas. Nach wenigen Schritten erspähe ich bereits mein Ziel: einen steinernen Pavillon.«

Miriam Winter führt ein ganz normales Leben – bis sie sich in den Vampir Darius verliebt. Schlagartig ändert sich alles, denn Darius ist kein weichgespülter Kuschelvampir, sondern ein waschechter Blutsauger. Die beiden kommen sich näher und Miriam gerät immer tiefer in eine Welt, die eigentlich nicht die ihre ist. Als sie schließlich Darius bösem Zwilling-

bruder Aureus in die Hände fällt, verliert sie fast ihr Leben. Um sie zu retten, verwandelt Darius sie in ein Vampirhalblut. Aureus verfolgt unterdessen den Plan, die Menschheit zu versklaven. Außerdem hat er ebenfalls ein Auge auf Miriam geworfen. Kann Miriam dem mächtigen Vampir entkommen und seine Pläne durchkreuzen?

Melanie Huemer

Schattengleichnis - Vampire lieben düster

Fantasyroman

 FOREVER 

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Oktober 2016 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016
Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-145-8

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

*Für Monika und Ewald,
meine Eltern, meine Wurzeln, meine Flügel!*

Prolog



Gula – Maßlosigkeit, Völlerei

»Die Völlerei ist die Charaktereigenschaft, das Laster eines Menschen, das ihn zu einem ausschweifenden und maßlosen Leben führt und ihn somit undankbar gegenüber dem Schöpfer und der Gabe des Lebens werden lässt.«

Eigentlich war er nicht mehr als eine Kugel undefinierbarer Materie: Gula, der Geist der Maßlosigkeit.

Als einer der Sieben, von tiefblauer Farbe gezeichnet, durchmaß er ziellos die Welt, denn sein Dasein hatte nur einen Sinn: von Mensch zu Mensch zu ziehen und seinen unsäglichem Tribut einzufordern. Niemand wusste, wo er seinen wahren Ursprung hatte oder wo er als Nächstes zuschlagen würde.

Natürlich konnte er weder denken, noch begriff er, welchen Schaden er anrichtete, als körperloses Wesen ohne Gehirn. Doch er hatte so etwas wie einen Instinkt, eine Intuition, die ihn trieb und handeln ließ.

Wahrscheinlich war jedoch, dass er gemeinsam mit den ersten Menschen auf der Erde in Erscheinung trat, denn ihre Körper waren das Einzige, was er wirklich schonungslos beanspruchte und benötigte. Und das Bedürfnis nach Essbarem war der menschlichen Rasse in die Wiege gelegt worden, somit war sein Wirken noch um einiges einfacher. Dort, wo er auftauchte und waltete, hinterließ er Angst und Verwirrung.

»Irgendwo zwischen den Aggregatzuständen verweilend«, beschrieben ihn die frühen Alchemisten, als »dreckigen Auswurf

des Teufels« die Mönche und katholischen Gelehrten. Denn seine Wirkung war wahrhaft teuflisch angehaucht. Diejenigen, von denen er Besitz ergriff, bekamen plötzlich einen immensen Appetit, schlagartig.

Gula entzog sich jeglicher Vernunft oder geistiger Stärke, er war unkontrollierbar. Die Menschen begannen wahllos alles Essbare und Nichtessbare in sich hineinzustopfen. Neben alltäglichen Lebensmitteln verzehrten sie Erde, Gras oder Kleidung, sie rissen ihrem Nächsten mit den Zähnen das Fleisch vom Leib und machten auch vor ihren eigenen Exkrementen nicht halt. Alles, was im gegenwärtigen Moment verfügbar und in greifbarer Nähe war, fand den sicheren Weg in den Schlund der ahnungslosen Opfer.

Sie kannten keine Sättigung, nur das Gefühl unermesslichen Hungers, das sie innerlich aufzuzehren schien. Sie aßen bis zum Erbrechen und immer weiter. Nicht selten, wenn Gula lange genug verweilte, fraßen oder tranken sie sich zu Tode. Ihre Leichen wirkten bis zum Zerplatzen aufgebläht und oft fand man die Verstorbenen erstickt an ihrem eigenen Erbrochenen, denn sie konnten einfach nicht aufhören zu völlern.

Gulas Existenz war den Menschen bekannt, denn er war durch seine tiefblaue Farbe alles andere als unauffällig. Besonders nachts war seine Färbung ein deutlich abgrenzbares Leuchten vor dem Dunkel des Himmels. Er wurde gefürchtet und verteufelt. Freilich merkte es niemand, wenn er gerade sein Werk vollbrachte, doch so mancher glaubte, ein seltsames blaues Schimmern in den Augen der Opfer gesehen zu haben. Und wenn die zu Tode gefressenen Menschen beigesetzt wurden, hörte man unter den Trauernden immer wieder leise, wie sein Name geflüstert wurde.

Gula war es gleich. Er war unfassbar wie ein Gedanke und vergänglich wie Parfum. Jedes Opfer nährte seinen Fortbestand, niemand wusste, wer der nächste sein würde, auch Gula

selbst nicht. So wie der stetige Wechsel von Tag und Nacht allgegenwärtig und simpel war, so war es auch Gula. So mancher würde es als langweilig bezeichnen, doch er kannte nur sich selbst und seinen Instinkt, Menschen zu befallen. Sein Problem war genauso einfach wie diffizil; in Ermangelung der Fähigkeit, Emotionen zu verspüren, egal welcher Natur, erfuhr er schlichtweg keinerlei Befriedigung seines Triebes, egal wie viele Opfer er forderte. Gulas einziges Wissen erstreckte sich darauf, dass sein Zustand und sein Wirken ihn bis in alle Ewigkeit erhalten würden. Doch sein letztes Opfer sollte ihn eines Besseren belehren.

Luxuria – Wollust

»Wollust (von mittelhochdeutsch ›wollust‹) ist das mit Wille betriebene Handeln zur sexuellen Steigerung der Lust.«

Manchen erschien sie wie ein Segen, anderen wie ein Fluch: Luxuria, der Geist der Wollust. Wahrnehmbar einzig als Duft oder kühler Lufthauch, zog ihre Anwesenheit die Menschen in ihren Bann und vernebelte ihnen den Verstand.

Männer begannen blind vor Lust alles zu begatten, was ihnen unter die Augen trat, vergewaltigten und penetrierten. Der unstillbare Trieb machte auch vor Tieren oder simplen Löchern in Mauern und Bäumen nicht halt. Frauen hingegen rissen sich auf offener Straße die Blusen auf und die Röcke in die Höhe, warfen sich ungeniert den Männern an den Hals oder begannen vor aller Augen mit allen möglichen Gegenständen zu masturbieren. Beiden Geschlechtern gemeinsam war, dass sie keine Befriedigung ihrer Gelüste erlangten, solange Luxuria ihr Denken vereinnahmte, sondern nach jedem Orgasmus gezwungen waren, weiterzumachen, manchmal bis zur Ohnmacht. Wurden sie wieder verlassen, hielten sie verdotzt inne und schämten sich beinahe zu Tode.

Manchen männlichen Exemplaren jedoch kam es ganz recht, wenn ihre sonst so frigide Ehefrau sich plötzlich zu einer Nymphomanin entwickelte. Allerdings häuften sich zu diesen Zeiten auch die Ehebrüche, und vielerorts hing der Hausseggen auf Grund abartiger sexueller Ausschweifungen fürchterlich schief. Vorübergehende Abhilfe schafften Keuschheitsgürtel, schwere eiserne Unterwäsche mit Schlössern, die sich Mann und Frau um ihren Schambereich schnallten. Wurden die Träger allerdings befallen, litten sie höllische Qualen, da der Trieb nun nicht mehr befriedigt werden konnte, und aufgrund der misslungenen Befreiungsversuche waren auch Verletzungen aller Art an der Tagesordnung.

Luxuria brauchte nicht zu wählen, da Sexualität als natürliches Bedürfnis in jedem Menschen verankert war, und genau genommen tat sie nichts anderes, als diesen schlichten Trieb bis ins Unermessliche zu steigern und alle anderen Bedürfnisse in den Hintergrund zu drängen. Sie blieb nie für klar eingrenzbar Zeitspannen, sie kam und ging, wie es ihr gefiel. Sie ergötzte sich nicht an ihren Taten. Es war einfach ihre Bestimmung, und sie führte sie aus, sie kannte nichts anderes. Ihre Opfer starben zwar nur selten (wenn, dann an einem Herzinfarkt infolge Überanstrengung), jedoch waren sie nach ihrem Befall Geächtete. Sie brach jeden noch so starken Willen und machte jedes Keuschheits- oder Treuegelübde vergessen. Ein weiterer unangenehmer Nebeneffekt ihres Wirkens war, dass es zu einer explosionsartigen Zunahme diverser Geschlechtskrankheiten kam und die Geburtenrate schlagartig anstieg (was Luxurias Existenz für viele weitere Jahre sicherte).

Nichts und niemand konnte den Befallenen helfen. Natürlich nannten die Menschen sie nicht beim Namen, denn sie wussten ja nicht, dass Luxuria an diesem zutiefst anstößigen Verhalten schuld war. Stattdessen wurden abstruse Theorien und Gerüchte verbreitet, warum manche Menschen von heute

auf morgen diese Neigungen entwickelten. Die Behauptungen reichten von »vergiftetem Wasser« bis hin zu »Löcher ins Gehirn fressende Bakterien«. Luxuria selbst hatte davon natürlich keine Kenntnis, war sie doch ebenso gestalt- wie gehirnlos. Genau genommen bestand sie nur aus Luft, oder im besten Fall aus Nebel, wenn das Wetter sehr feucht war. Schlichtweg unerkennbar und genauso unfassbar. Für den Geist der Wollust bestand die Welt nur aus potentiellen Opfern, Wesen mit einem vereinnahmbaren Gehirn und einem ausführenden Körper, egal welchen Geschlechts und Alters, alles andere war für sie irrelevant. Daraus bezog sie ihre eigene Form von Energie, die ihr Überleben sicherte und ihr ihre Daseinsberechtigung verschaffte. Die Unwissenheit der Menschen schützte und nährte Luxuria bis in alle Ewigkeit.

Doch ihr letztes Opfer sollte sie eines Besseren belehren.

Acedia – Trägheit

»Faulheit (von althochdeutsch ‚fûl‘; stinkend) bezeichnet ursprünglich den Zustand schlecht gewordenen Obstes und anderer Pflanzen, auch verwesender Tiere (Kadaver) im Sinne von Fäulnis (von faul).«

Acedia war tödlich, wenn auch auf passive Weise. Solange sie ihre Opfer beseelte, war es ihnen unmöglich, etwas anderes zu tun, als zu schlafen und zu ruhen. Und Acedia verweilte oft für sehr lange Zeit, mit furchtbaren Auswirkungen. Ihre Opfer fand man inmitten ihrer eigenen Exkreme, bestialisch stinkend und übersät von Fliegen und deren Larven, das Fleisch teilweise bis auf die blanken Knochen abgefressen, der Rest des Körpers verhungert und kachektisch und nicht selten bereits als Brutstätte für Ratten dienend. Sie waren schlichtweg zu faul gewesen, um etwas zu essen oder ihr Geschäft an einem angemessenen Ort zu verrichten. Die Menschen machten es

Acedia leicht zuzuschlagen, waren doch viele ausgelaugt von der starken körperlichen Arbeit, die sie tagtäglich verrichten mussten.

Acedia erschien ihren Opfern als plötzliche lähmende Schwere in den Gliedern und auf den Augenlidern, sie bescherte ihnen angenehme Träume und schaltete das körperliche Bewusstsein und alle anderen Bedürfnisse gänzlich aus. Sie versetzte die befallenen Menschen in einen Zustand der völligen Entspannung. Dadurch blieb sie unbemerkt, denn es erschien angenehm bequem und erstaunlich erstrebenswert, seine Tage im Bett zu verbringen und auf der faulen Haut zu liegen. Sie entzog den Menschen jegliches Pflichtbewusstsein, sie konzentrierte die Gedanken völlig auf das eigene Ruhebedürfnis, sie säte Gleichgültigkeit und Schwermut und erntete die komplette Aufmerksamkeit ihrer Opfer. Denn Aufmerksamkeit war für Acedia gleichbedeutend mit ihrer Existenz und ihrem Fortbestand, ihre eigene Form von Energie. Anders als bei Gula oder Luxuria existierten keine Beschreibungen, Gerüchte oder auch nur die grobe Kenntnis des ihr eigenen Namens. Aufgrund ihrer fehlenden optischen Attribute war Acedia für die Menschen einfach nicht existent. Wenn sich allerdings die Opfer räumlich begrenzt häuften, sprach man immer öfter von der sogenannten »endemischen symptomatischen Schlafkrankheit«, und schon bald wurde diese simple Bezeichnung zu einem Synonym für Acedia.

Nur selten überlebte jemand ihre Anwesenheit, und wenn doch, gab es meist ein böses Erwachen in grenzenloser Scham angesichts der vertrackten Situation, in seinem eigenen Bett umgeben vom Gestank des Abfalls und der eigenen Fäkalien zu liegen und kaum die Kraft zu haben, sich zu erheben. Faulheit war zu jener Zeit mehr als verpönt. So zog es sich über die Jahre dahin und Acedia schwebte von Stadt zu Stadt und for-

derte ihre Opfer, so wie es sich eben für einen der Sieben gehörte.

Natürlich hatte Acedia keine Kenntnis von der Existenz anderer, ihr ebenbürtiger Wesen, sie hatte nur Kenntnis über sich selbst und ihre Aufgabe. Doch auch Acedias Dasein war zeitlich limitiert und entgegen ihres Instinktes wurde auch sie von ihrem letzten Opfer eines Besseren belehrt.

Avaritia – Habsucht, Geiz

»Mit Geiz (von mittelhochdeutsch ›gīt[e]‹: Gier, Habgier) bezeichnet man zwanghafte oder übertriebene Sparsamkeit, damit verbunden auch den Unwillen, Güter zu teilen.«

Von allen Sieben war Avaritia, der Geist der Habsucht, wohl einer der unauffälligsten. Ihr Befall war selten letal, denn eigentlich verstärkte sie nur das in jedem Menschen keimende Bedürfnis des sich Versorgens und der Sicherheit. Niemanden kümmerte es sonderlich, wenn ihre Opfer plötzlich freiwillig nur mehr trockenes Brot aßen, Wasser tranken und ihr sauer verdientes Geld unter der Matratze horteten.

Avaritia war, wenn man es denn so sehen wollte, ein Garant für ein Sterben in Reichtum, aber dafür stahl sie die Würde. Blind vor Gier landeten viele ihrer Opfer auf der Straße, weil sie zu geizig waren, um Geld für ein Dach über dem Kopf zu bezahlen. Unzählige Familien wurden auf diese Art auseinandergerissen, die glücklichsten Ehen scheiterten und Eltern ließen ihre Kinder am langen Arm verhungern.

Diebstähle und Überfälle waren keine Seltenheit. Sie erschien den Menschen auf vielfältige Weise. Den einen suggerierte sie eine immense Angst vor plötzlicher Armut, den anderen wiederum vernebelte sie das Gehirn mit Gedanken an Reichtum und Glanz. Auch Avaritia hatte weder eine feste Gestalt noch besaß sie wirkliche Intelligenz, ihr Bewusstsein

erstreckte sich nur auf sich selbst und ihre Opfer. Sehen konnte man sie nicht, niemand nahm sie wahr. Ihre Existenz zeigte sich nur im Verhalten der Befallenen.

Ausgehend von diesem einzigen, ursächlichen Wissen machte Avaritia weiter und währte sich sicher. Doch auch Avaritia wurde von ihrem letzten Opfer eines Besseren belehrt.

Invidia – Neid

»Unter Neid (von mittelhochdeutsch ›nit‹) versteht man das ethisch vorwerfbare, gefühlsmäßige (emotionale) Verübeln der Besserstellung konkreter Anderer.«

Gemeinsam mit Avaritia, von deren Existenz sie natürlich keine Kenntnis hatte, war Invidia in ihrer Anwesenheit ebenfalls sehr unauffällig. Jedoch machte ihr Befall einsam. Ihre Opfer wurden jeglicher Freude über ihren materiellen und geistigen Besitz beraubt.

In dem Glauben, dass irgendwo jemand war, der mehr Geld oder Wissen oder einen besseren Ehepartner besaß, zogen sie sich immer mehr in sich selbst zurück und begruben sich unter neidvollen Gedanken. Invidia wechselte die Menschen rasch, doch ihr Befall zeigte immer lange Nachwirkung. Als grüngelb schimmernder Fetzen Nebel wurde sie zwar oft gesehen, jedoch war sie meist so schnell wieder verschwunden, dass jeder glaubte, er sei einer Sinnestäuschung erlegen.

Niemand glaubte bei neiderfüllten Menschen an eine höhere Macht, sie wurden nur milde belächelt und zogen nicht selten den Unmut oder die Gleichgültigkeit der Gesellschaft auf sich. Genau genommen war Invidia auch keine »höhere« Macht, abgesehen von ihrer Wirkung. Eigentlich war sie nur eine körperlose, wabernde, nebelige Masse, die nichts anderes kannte als ihre Bestimmung, genau wie die anderen Sieben.

Sie führte ihr Dasein als namenloser Energieparasit, sie bezog ihre Daseinsberechtigung aus den neiderfüllten Gedanken und Handlungsweisen ihrer Opfer. Sie empfand nichts, auch keine Freude über die empfangene Energie, sie bezog sie lediglich. Veränderungen waren für sie einfach nicht von Belang, sie blieb immer eine Konstante, wie auch die Sonne oder der Mond. Der steigende Grad an Zivilisation und Entwicklung und der damit steigende Besitzanspruch der Menschen machten es ihr sogar leichter, auch wenn ihr das ebenso wenig bewusst war. Bewusst war ihr einzig und allein ihre Existenz und ihre Aufgabe – ihre Herkunft war ihr unbekannt, doch ihr Ende war bereits vorausbestimmt. Auch Invidia wurde von ihrem letzten Opfer in ihrer Gewissheit eines Besseren belehrt.

Superbia – Hochmut

»Hochmut (von mittelhochdeutsch ›hochmout‹) ist eine in Reden und Handlungen sich ausprägende Charaktereigenschaft und Verhaltensweise, in welcher der eigene Wert höher angeschlagen wird, als er wirklich ist.«

Als Geist der Hochmut befahl Superbia wohl die meisten Menschen irgendwann in ihrem Leben: sie kam, verweilte und ging ohne feste Zeitspanne.

Superbia war weitgehend harmlos. Sie machte sich nie die Mühe, lange zu wählen; sie nahm, was sie kriegen konnte. Ein kurzes goldenes Glimmen über den Köpfen und ihre Opfer entwickelten sich innerhalb von Sekunden zu handfesten Angebern und hemmungslosen Narzissten: Bettler glaubten, Könige und Könige glaubten, Götter zu sein, Kinder behandelten ihre Eltern plötzlich so herablassend, als wären diese ergebene Diener. Da halfen auch keine Schläge auf den Hosenboden.

Superbia brach jede Demut, jede Bescheidenheit, jede noch so selbstlose Ergebenheit und verwandelte die Menschen in sprücheklopfende Prahler und maßlose Aufschneider.

Sie war nicht tödlich, aber ihre Nachwirkungen hielten oft noch Jahre an, ohne dass der Betroffene etwas ahnte. Mehr als jede andere der Sieben war Superbia davon überzeugt, einzigartig in ihrer Wirkung und alleinig in ihrem Dasein zu sein, wie es sich wohl für den Geist der Hochmut geziemte. Jedoch war ihre Macht im Vergleich zu den anderen Geistern verschwindend gering. Genau genommen musste Superbia höllisch darauf achten, nicht gesehen zu werden, um nicht plötzlich in aller Munde zu sein. Zu viele Menschen hatten sie bisher als das wahrgenommen, was sie war: eine Wolke aus golden schimmernden Partikeln. Einmal eingeatmet, gab es kein Entrinnen. Sie währte sich nur in ihren Opfern sicher. Niemand würde je hinter ihre wahre Existenz kommen, solange sie gerade jemanden besaß, niemand würde sie je wirklich beschreiben oder gar fassen können.

Und so wechselte sie rasch und zülig, mied längere Distanzen, denn ihr goldener Schimmer war, besonders des Nachts, gut sichtbar. Aufhören war ganz und gar unmöglich, denn es war ihre Bestimmung. Auch Superbias Horizont hörte beim letzten schimmernden Partikel ihrer Wolke auf. Sie allein war alles, was sie kannte und je kennen würde, dessen war sie sich sicher, und dieses Wissen allein reichte, um sie zum Handeln zu bewegen. Doch entgegen allen Wissens sollte auch Superbia in ihrem nächsten Opfer ihr letztes finden.

Ira – Zorn

»Der Zorn (von mittelhochdeutsch ›zorn‹) ist ein elementarer Zustand starker emotionaler Erregung mit unterschiedlich aggressiver Tendenz, der zum Teil mit vegetativen Begleiterscheinungen verknüpft ist.«

Unter den Sieben war Ira, als Geist des Zorns, wohl der Gefährlichste und gleichzeitig auch der Vollkommenste. Zum einen durch seine absolute Unwahrnehmbarkeit, zum anderen durch seine Wirkung. Denn Ira tötete nicht seine Opfer, Iras Opfer töteten viele andere.

Wen er unter seine Fittiche nahm, der wurde von einer Sekunde zur anderen zum Berserker und schlug in rasendem Zorn auf alles und jeden ein, verfiel regelrecht in einen ekstatischen Bluttausch. Außerdem verlieh Ira seinen Opfern beinahe übermenschliche Kräfte, was das Töten erheblich vereinfachte. Kleine Meinungsverschiedenheiten entwickelten sich plötzlich zu handfesten Schlägereien. Frauen ertränkten ihre unschuldigen Kinder, Männer traten ihren schwangeren Frauen in die verwundbaren Leiber. Gliedmaßen wurden abgeschlagen, Bauern pöhlten ihr eigenes Vieh und Kinder stachen sich auf dem Spielplatz gegenseitig die Augen aus. Die einzigen Merkmale, die seine Opfer trugen, waren ein feuerrotes Glimmen in den zornentbrannten Augen und ein zur diabolischen Fratze verzerrtes Gesicht.

Doch dieses barbarische Verhalten wurde damals auf den Teufel höchstpersönlich geschoben und die Menschen waren überzeugt davon, dass nur Ungläubige und Blasphemisten zu derart Besessenen wurden. Für die Kirche entpuppte sich Ira sogar als wahrer Segen, erlangte sie doch plötzlich unerwartet viele Anhänger – brave gottesgläubige Menschen, die versuchten sich vor Ira zu schützen, indem sie Abend für Abend ihre Gebete in den Himmel flüsterten und ihr sauer verdientes Geld zu einem großen Teil den örtlichen Kirchen spendeten. Und auch die selbsternannten Exorzisten und Magier, die den Menschen allerlei billiges, wertloses Zeug wie Kreuze, Handwerkszeug, Kräutertränke und Talismane zum Schutz zu völlig überteuerten Preisen verkauften, ernteten auf diese Weise ein kleines Vermögen.

Niemand ahnte, dass eigentlich eher des Teufels Handlanger seine Finger im Spiel hatte. Ira war es völlig gleichgültig, ob sein Opfer Pfarrer oder Atheist, Greis oder Kind, arm oder reich war. Solange er bekam, was er forderte, machte er keinerlei Unterschied. Solange er Zwietracht säen konnte, war Iras kleine Welt völlig in Ordnung. Umtriebiger wie Ira war, blieb er nie lange, ganz im Gegenteil. Doch auch diese kurzen Zeitspannen reichten oft aus, um ganze Familien auszulöschen oder wahre Massaker in Kneipen voll betrunkenen Männer anzurichten.

Ira war der Einzige, der auf gewisse Art und Weise ansteckend war, denn es lag in der Natur der Menschen, sich vor einem Angriff zu wehren, und so zog er eine wahre blutige Spur des Todes und der Gewalt hinter sich her. Auch war Ira der Einzige, der sich seiner Macht bewusst war und eine gewisse Freude an seinem Dasein und seiner Aufgabe verspürte. Auch wenn er es nicht als Bestimmung im eigentlichen Sinne wahrnahm, so erlaubte ihm sein überlebenstüchtiger Instinkt, zu glauben, dass das, was er tat, das einzig Richtige war. Er labte sich am Tod und an der Verzweiflung, nährte sich an der Gewaltbereitschaft. Doch nicht nur wegen der Energie, die er seinen Opfern entzog und auf sich selbst übertrug, nein. Sein Bewusstsein war derartig weit entwickelt, dass er glaubte, die Menschen hätten es nicht anders verdient. Trotzdem entzog sich die Existenz der anderen Sechs seinem Wissen, er fühlte sich als Unikat, das seinesgleichen suchte und sicherlich niemals finden würde. In gewisser Weise war er das auch, ausgezeichnet durch seine ihm eigene, wenn auch rudimentäre, Intelligenz.

Und so war es auch für Ira eine unangenehme Überraschung, als er an jenem schicksalhaften Abend in den Körper des jungen kräftigen Mannes mit den sanften braunen Augen fuhr, sich gerade häuslich in dieser frischen, unverbrauchten

und unendlich gutmütigen Seele einzunisten versuchte und sich auf das zu vollziehende, vertraute Wirken vorbereitete. Denn entgegen seines Bewusstseins war er zum allerersten Mal nicht allein.

Dante – Vereinigung

Da trafen sie nun aufeinander, die Sieben. In ein und demselben Opfer. Das Schicksal hatte sie zusammengeführt, das Schicksal hatte ihnen seinen ganz persönlichen Helfer, den Zufall geschickt. Die Überraschung war groß, das Erwachen böse, waren sie doch all die Jahre der Meinung gewesen, alleinig zu existieren und den Mittelpunkt allen Seins darzustellen.

Das Opfer merkte zu diesem Zeitpunkt noch nicht allzu viel von dem, was sich gleich in seinem Bewusstsein ereignen sollte. Gemeinsam mit seinem langjährigen Freund und Trinkkumpanen saß Dante in einer kleinen Schenke und genoss seinen sonntäglichen Wein. Er war ein hochgewachsener, 26 Jahre junger Kerl. Als einfacher Bauernjunge hatte er schon früh lernen müssen, was es bedeutete, hart zu arbeiten und andere, Gleichgestellte sowie Höhergestellte, zu respektieren. Sein Vater hatte ihn zu einem rechtschaffenen und bescheidenen jungen Mann erzogen, dem dennoch der Schalk im Nacken saß. Trotzdem oder gerade deswegen war er bei beiden Geschlechtern durch seine offene und meist auch verführerische Art beliebt.

Dann und wann warf er sein langes blondes Haar über die Schulter und schäkerte mit der Kellnerin. Er benahm sich seinem Alter entsprechend höflich, war immer anständig gekleidet und geizte niemals mit dem Trinkgeld. Nicht weiter auffällig, nur einer von vielen, nur ein kleines Element in der Masse der Leibeigenen des Dorfes, welches er seine Heimat

nannte. Dass genau er soeben die Sieben in sich vereinigte, ahnte er nicht im Geringsten.

Nachdem sich die Sieben bewusst wurden, wen sie da gegenüber hatten, entbrannte ein heftiger Streit, natürlich nicht in Worten, denn dessen waren sie nicht fähig. Ohne jegliche Möglichkeit zur genauen Artikulation hatte plötzlich jeder Kenntnis von den anderen und deren Gesinnung und Auswirkung. Und jeder beanspruchte nun das Opfer für sich, denn sie waren es nicht gewohnt, teilen oder gar nachgeben zu müssen.

Je nachdem, welcher Geist gerade die Oberhand hatte, veränderte sich Dantes Mimik und Gestik. Er erstarrte mitten im Gespräch und seine Augen fielen zu, sein Kopf wurde schwer und knallte auf den Tresen (Acedia), er erwachte plötzlich und griff mit lüsterlichem Blick nach dem Dekolleté der Kellnerin (Luxuria), um gleich darauf seinem Trinkkameraden zu erklären, dass er sowieso etwas Besseres sei (Superbia). Dann begann er zügig den Wein in sich hineinzuschütten (Gula), bemerkte aber sofort, dass der des Mannes am anderen Tisch viel besser war (Invidia), zählte daraufhin sein Geld und beschloss, besser Wasser zu trinken (Avaritia). Im Endeffekt sprang er von seinem Stuhl, schlug seinem Freund so heftig ins Gesicht, dass dieser augenblicklich zu Boden fiel (Ira), rang die Kellnerin zu Boden, riss ihr den Rock bis zum Bauchnabel hoch und drang ohne Rücksicht in sie ein (Luxuria). Die umstehenden Gäste waren erschüttert und wie gelähmt, und obwohl die Kellnerin aus Leibeskräften schrie, half ihr niemand. Von Sinnen biss er sie in ihren zarten Hals, riss ihr das Fleisch auf und schlürfte ihr warmes Blut in sich hinein (Gula). Als schließlich ein beherzter Mann seine Grausamkeit nicht mehr mit ansehen konnte und Dante roh an der Schulter packte, warf dieser ihn mit übermenschlicher Stärke quer

durch den Raum gegen die Wand, wo er schließlich blutüberströmt und mit geborstenem Schädel zusammensackte (Ira).

Wie von unsichtbaren Schnüren gezogen, erhob Dante sich nun, hob die Hände und stieß einen unmenschlichen, gar animalischen Schrei aus. Ira hatte endgültig die Oberhand gewonnen und die anderen Sechs, hoffnungslos unterlegen, vereinigten sich instinktiv, um Ira die Stirn zu bieten. Doch es war zu spät. Schließlich nahmen sie Ira in sich auf und es entstand ein Gemenge aus allen Eigenschaften der mächtigen Sieben, eine kolossale Instanz, die Dantes Körper für einen Moment zum Strahlen brachte. Somit war das Schicksal der Sieben und auch das von Dante besiegelt. Er begann sich zu krümmen und zu winden, schien unter immensen Qualen zu leiden. Dante warf sich zu Boden, zuckte zusammen, kratzte sich die Arme blutig und schlug wild um sich. Er fühlte sich, als würde sein Innerstes nach außen gekehrt, seine Seele gewaltvoll aus seinem Körper gerissen. Ein rasiermesserscharfer Schmerz durchfuhr ihn und raubte ihm schließlich das Bewusstsein.

Dante – Reinkarnation

Als er die Augen wieder aufschlug, war alles rings um ihn herum stockdunkel. Alles, was er wahrnahm, war sein eigenes regelmäßiges Atmen und die modrige abgestandene Luft, die er auf seiner Zunge schmecken konnte und die ihm die Lunge auszutrocknen schien. Er blinzelte, kniff die Lider zusammen, öffnete sie, doch alles blieb tiefschwarz. Er konnte nichts erkennen. Vorsichtig begann er sich zu bewegen und stellte überrascht fest, dass eine immense Kraft in seinem gesamten Körper hauste. Sie glühte in seinen Muskeln und spannte in seinen Sehnen.

Er musste lange geschlafen haben. Einer plötzlichen Ein-
gebung folgend riss Dante die Arme nach oben, mühelos
berstendes Holz vermengt mit feuchter, muffig riechender
Erde fiel ihm ins Gesicht, drang in seinen Mund und Nase und
raubte ihm den Atem. Hustend und röchelnd versuchte er
seine Situation zu verstehen. Er schmeckte den Tod, er roch
die Verwesung und plötzlich ergriff ihn Panik. Dante stieß
seine Hände immer wieder nach oben, durchdrang immer
mehr Erde und Steine, bis er die Oberfläche erreichte. Kühle
Luft, er spürte sie deutlich auf der Haut. Er grub und ruderte,
wagte nicht zu atmen und bemerkte nicht, dass er sich bereits
seine Lippen blutig gebissen hatte. Als Dante endlich den Kopf
aus der Erde streckte, erstarrte er. Ungläubig blickte er sich
um. Kreuze, Grabsteine, Kerzen. Ein Friedhof. Er war begraben
worden ...

Lebendig.

Fassungslos befreite er sich nun endgültig und stieg aus
seinem feuchten Grab. Was war geschehen? Obwohl sein
Geist ihm klar und geöffnet erschien, hatte er keinerlei Erin-
nerung an das Vergangene. Wutentbrannt packte er das
schlichte unbeschriftete Holzkreuz, das man zu seinem Ge-
denken aufgestellt hatte, riss es mit einem Ruck aus der Erde
und brach es mitten entzwei. Er blickte an sich hinab, be-
trachtete verwundert seine zerschlissene und mit Erde versch-
mierte Kleidung. Und dann sah er etwas, was ihn völlig aus
der Fassung brachte: Blut. Dunkles, getrocknetes, braunrotes
Blut, das an der Haut seiner beiden Arme klebte.

Fasziniert betrachtete er die erstarrte Masse, öffnete den
Mund und leckte mit schlangenhafter Geste darüber. Der Ge-
schmack war überwältigend süß und aufregend, besser als
jeder Wein, den er jemals gekostet hatte. Er knabberte die
Blutkruste zur Gänze ab und zerbiss den Schorf zwischen den
Zähnen – durch seinen Speichel wurde er wieder flüssig, pri-

ckelte auf seiner Zunge. Dante schluckte. Mehr, er wollte, nein, er brauchte viel mehr davon.

Er blickte sich erneut um. Es war eine mondlose Nacht, alles war ruhig, keine Menschenseele war unterwegs. Es musste sehr spät sein. Egal. Behände sprang er über die gut drei Meter hohe Friedhofsmauer und landete weich und mühelos auf seinen Beinen. Mit katzenhafter Geschmeidigkeit schlich er durch die schlafende Stadt, verursachte nicht das leiseste Geräusch und verbarg sich gekonnt in den Schatten. Dante hatte nicht die Zeit, sich darüber zu wundern, was mit ihm geschehen war oder was ihm diese immense Kraft verliehen hatte. Der Durst war zu stark, zu übermächtig, er allein lenkte seine Schritte und fokussierte seine Sinne. Problemlos, gar mit spinnengleicher Gewandtheit erklomm er die senkrechte Mauer hinauf zu dem Fenster, hinter dem er seine erste Beute vermutete: ein junges schönes Mädchen, unschuldig schlafend, jungfräulich, den zarten, aufblühenden Körper unter einer schweren Decke verborgen. Er hörte ihre tiefen, friedlichen Atemzüge, als er sich neben ihrem Bett aufbaute. Sie hörte ihn nicht. Vorsichtig schob er ihre blonden Locken zur Seite, entblößte die weiche Haut, die sich über ihren zierlichen Hals spannte. Unter dieser Berührung seufzte sie kurz behaglich auf, erwachte aber nicht.

Er roch ihren unwiderstehlich menschlichen, weiblichen Geruch, er sog ihn in seine Nase und seine Vorfreude steigerte sich zusehends. Dante leckte sich die Lippen. Er wusste, was nun geschehen würde, nichts konnte ihn davon abhalten. Das Fleisch schmatzte, als er seine spitzen Zähne darin versenkte, und als er den ersten Zug nahm, glaubte er, für immer in der Süße versinken zu müssen. Die Welt um ihn herum blühte auf. Er fühlte ihren Herzschlag, als sich das Blut pulsierend in seinen Mund ergoss, er schlürfte den Nektar dieser Blume und mit jedem einzelnen Schluck spürte Dante seinen Körper auf-

begehren, absorbieren und annehmen zugleich. Ein Rausch aus Farben ergriff ihn. Sein Opfer, nun erwacht, krallte sich für einen Moment in seinen Nacken, doch sie war bereits zu blutleer, um sich noch wehren zu können. Hilflos und mit einem erstickten Schrei fielen ihre Arme zurück in die Kissen, und Dante trank sie völlig leer.

Als ihre tote Hülle vor ihm lag, musste er unwillkürlich lachen. Ihr schöner Körper hatte nun jeden Wert für ihn verloren. Das Elixier war getrunken, der Rest war nun der Verwesung geweiht. Ihr Blondhaar, ihre wunderbar geformten Rundungen, all ihre Schönheit beeindruckten ihn nicht mehr im Geringsten. Er hatte, was er wollte, doch sein Durst war noch nicht gestillt. Lautlos verließ er das Zimmer auf demselben Weg, wie er es betreten hatte, und schlich zum nächsten. Bis zum Morgengrauen hatte er weitere sechs Menschen getötet und leergetrunken. Nun fühlte er sich schläfrig und gesättigt. Da er keinen anderen, besseren Platz kannte, kroch er zurück in seinen Sarg und schlief seinen todähnlichen Schlaf den ganzen Tag über, bis er pünktlich zur Abenddämmerung wieder erwachte.

Es war vollbracht. Er war auferstanden. Dante würde noch viele Menschen töten, er würde die Welt in Angst und Schrecken versetzen, bis im angehenden 18. Jahrhundert das bisher namenlose Grauen endlich einen menschengegebenen Namen erhielt: Vampir.

Teil 1

Kapitel 1



Die Menschen sind eine seltsame Rasse. Biologisch gesehen perfekt. Evolutionstechnisch gesehen eine ziemliche Fehlkonstruktion. Geboren mit einem Gehirn, das so viel zu leisten im Stande ist, doch nur so wenig benützt wird. Wenn man aus dem Fenster blickt, sieht man eine Gesellschaft, die sich langsam, aber stetig selbst ruiniert und den Planeten gleich dazu. Geiz wird immer geiler und billig ist nicht günstig genug. Jammern ist total angesagt. Am besten immer über die anderen oder die wahrhaft beschissenen Umstände. Der Horizont endet bei der eigenen Nasenspitze. Nachdenken ist anstrengend, eigene Meinungsbildung überbewertet. Schließlich ist es viel bequemer, einer vorgefertigten Meinung nachzulaufen. Oder gleich ohne durchs Leben zu gehen. Sie lechzen nach einem Anführer, der alles vorkaut und einen Weg weist, egal wohin er auch führen mag. Darauf steuert die Gesellschaft zu. Und die Geschichte wiederholt sich ...

Solche Gedanken gehen mir durch den Kopf, wenn ich in der Dämmerung durch die Straßen schleiche. Immer darauf bedacht, in den Schatten zu bleiben.

Verstoßen.

Am Rand der Gesellschaft.

Unfair? Nicht wirklich – es ist eher ein freiwilliger Zwang. Freiwillig, weil ... na ja, freiwillig eben, muss ich wohl nicht unbedingt erklären. Und Zwang, weil ich mir ursprünglich mal alles anders vorgestellt habe. Aber wie sagte schon John Lennon?

»Leben ist das, was passiert, während du eifrig dabei bist, andere Pläne zu schmieden.«

Seufzend biege ich um eine Straßenecke. Ich habe mein allabendliches Ziel erreicht. Jetzt heißt es erst mal, Futter fassen. Was wird es heute Abend werden? Ratte medium rare vielleicht? Oder doch eher ein Rattenburger mit Rattensauce und als Beilage knusprige Rattenschwänze? Nein, ich befinde mich nicht in einem gewöhnlichen Fast-Food-Restaurant, sondern in einer kleinen Gasse unweit der Lobau. Interessanterweise gibt es hier, am äußersten Rand von Wien, mehr Ratten als in der Innenstadt. Selbst diese kleinen Biester treibt es raus ins Grüne. Warum ich das so genau weiß? Ganz einfach. Sie sichern mein Überleben.

Ich habe eine Mission.

Wow, das wollte ich schon immer mal sagen, und dabei nicht bloß den Sauberkeitszustand meiner Wohnung beurteilen. Zumindest vermute ich, dass ich eine Mission habe. Ich befürchte sogar, eine richtig wichtige. Um nicht zu sagen, ich muss tatsächlich so ganz nebenbei die Welt retten. Und das meine ich ganz und gar nicht ironisch oder arrogant. Irgendwie verursacht mir diese Tatsache gerade mächtig Bauchweh.

Ich packe eine Ratte am Kragen und beiße ihr in den Hals. Das geht mittlerweile wie von selbst. An den säuerlichen Geschmack des minderwertigen Blutes habe ich mich bereits gewöhnt. Ich bin süchtig nach dem Gefühl, das es in meinem Körper auslöst. So ähnlich, als ob man billigen Fusel trinkt, nur um des Rauschzustands willen. Fuck, vergleiche ich mich gerade wirklich mit einem Alkoholiker?

Vermutlich drängt sich dieser Vergleich irgendwie auf. Aber an den richtig guten Stoff darf ich nicht ran. Das würde meine Lage nur noch verschlimmern.

Natürlich habe ich neben dem offensichtlich absolut altruistischen Motiv der Weltrettung auch ein ganz und gar egoistisches: Rache.

Vergeltung an dem Wesen, das meinen Traum vom Leben zerstört hat. Mir alles genommen hat und mich dadurch verdammt hat, dieses Dasein hier zu führen. Das mich meines Schöpfers und Vaters, Liebhabers und Seelenpartners beraubt hat. Ja, ich weiß, das klingt blasphemisch und inzestuös zugleich, dabei bin ich nur eines von beidem.

Das wirklich Verstörende daran ist allerdings, dass ich bei meiner Mission so ziemlich die Arschkarte gezogen habe. Ich sitze quasi zwischen den Stühlen und bin mir noch nicht sicher, welcher Weg der zielführende ist.

Falls ich es noch nicht erwähnt habe: Ich bin ein Vampir. Na ja, nicht ganz, eigentlich bin ich ein Halbblut. Und ich wurde ganz sicher nicht durch eine schmalzbeladene, gefühlsduselige Liaison zwischen Vampir und Mensch gezeugt, so wie es einen manch moderne Vampirromanze glauben machen lässt. Nein, ich wurde gewandelt, auf die altmodische, gute Art. So richtig mit Blut und Beißen und dem ganzen Pi-papo. Das ist der freiwillige Teil der ganzen Geschichte. Der zwanghafte Teil ist der mit der Weltrettungskiste und der Mission. Aber dazu später. Im Moment beschäftigt mich etwas ganz anderes, nämlich das Gefühl, beobachtet zu werden.

»Sei begrüßt, liebste Schwägerin! Bitte, wisch dir doch das dreckige Rattenblut aus dem Gesicht. Es widert mich an.«

Aureus verzieht sein Gesicht zu einem schiefen Lächeln. Natürlich. Wenn man vom Teufel spricht. Wobei der Kerl hier ganz klar schlimmer ist als der Leibhaftige persönlich. Warum habe ich eigentlich immer irgendeinen blöden Makel an mir, wenn ich ihm gegenüber trete?

Langsam lecke ich mir das Blut von den Lippen. Wortlos starre ich in seine Augen, in seine unglaublich blauen Augen,

und ignoriere den Schmerz, den die plötzliche Erinnerung an die Vergangenheit auslöst.

Mit einer schnellen Bewegung packt Aureus eine Ratte und bricht ihr mit einem Ruck das Genick. Er wirft mir den leblosen Körper vor die Füße.

»Du bist nicht würdig, eine von uns zu sein. Eine Jägerin, die sich von Ratten ernährt. Es ist eine Schande, mit dir blutsverwandt zu sein.«

In seiner Stimme liegt reine Verachtung. Einen Moment lang betrachte ich schweigend die Kadaver auf dem Boden, ehe ich ihm fest in die Augen blicke.

»Genau genommen sind wir beide nicht blutsverwandt. Du weißt ganz genau, *wer* mich gewandelt hat. Und *ich* weiß, dass dir diese Tatsache ziemliches Kopfzerbrechen bereitet«, erwidere ich mit ruhiger Stimme.

»Ganz genau genommen, meine Teuerste, weilt dieser Jemand nun leider nicht mehr unter uns. Er war ... wie soll ich sagen ... einfach zu weich.«

Sein Grinsen ist spöttisch.

»Andererseits«, fährt er fort und seine Hand umfasst meine Brust, »mal abgesehen von deiner perversen Vorliebe für Schwäche und Tierblut, hattest du – Pardon – hast du sicherlich gewisse Reize, die auch mich nicht kaltlassen.«

Angewidert schlage ich seine Hand beiseite und knurre: »Fass mich nicht an! Du wirst mich niemals besitzen. Eher soll mir das Rattenblut meine Eingeweide verätzen!«

Um meinen Worten den nötigen Nachdruck zu verleihen, spucke ich ihm noch etwas Rattenblut ins Gesicht.

»Vorsicht, treib es nicht zu weit!«

Plötzlich liegt seine Hand an meiner Kehle.

»Ich kann dich auf der Stelle zu ihm schicken, wenn du willst«, zischt er in mein Ohr und der Druck an meinem Hals wird stärker. »Ich habe mehr Macht, als du dir je vorstellen

kannst. Besser, du schließt dich mir und meiner Sache an, oder ich vernichte dich!«

»Ich bin doch viel zu ... kostbar ... für dich!«, stoße ich hervor und mein Knie schnell gegen seinen Unterleib. Für einen kurzen Moment lähmt ihn die Überraschung meiner Gegenwehr, doch leider fängt er sich schnell wieder, blickt mit seinen feindseligen Augen in meine Seele, droht sie zu vergiften.

»Töte mich, wenn dir danach ist, aber du wirst mich nie besitzen«, wiederhole ich grimmig. »Nicht solange ich Herrin meiner Sinne bin und er in mir weiterlebt.«

Aureus lässt mich los und kickt mit seinem Stiefel eine tote Ratte beiseite.

»Dein ach so kostbares Halbblut-Blut stillt meinen Durst nicht. Aber verlass dich nicht darauf. Ich beobachte dich, jeden deiner armseligen Gehversuche. Irgendwann wirst du dich mir beugen. Zeit haben wir ja beide genug, darauf zu warten.«

Tief einatmend und immer noch mit schnell schlagendem Herz sehe ich seine schlanke Gestalt in den Schatten verschwinden. Sein Anblick ist jedes Mal aufs Neue ein Schock. Die Ähnlichkeit raubt mir den Atem und mein Herz möchte mir gerne glauben machen, jemand anders vor mir zu haben. Ich schüttele den Kopf, um die unangenehmen Gedanken loszuwerden, und eile wütend davon.

Dieser armselige Zustand ist echt das Letzte. Als Halbblut hat man von beiden Seiten die Nachteile. Ich bin mental und körperlich Mensch, brauche aber Blut, um bei klarem Verstand zu bleiben. Tierblut hält mich bloß am Leben. Menschenblut hingegen würde mich zu einem vollwertigen Vampir machen und ich wäre somit Aureus' Macht unterlegen, da mein eigentlicher Schöpfer tot ist. Deswegen begnüge

ich mich momentan nur mit meinen Rattenfreunden als Nahrungsquelle.

Willenskraft ist alles, was mir noch geblieben ist. Obwohl ich mittlerweile durch und durch Misanthrop bin, sinnloses Abschlagen hat noch keinem geholfen. Außer vielleicht Charles Manson. Aber der war ja auch verrückt. So wie Aureus.

Ich grüble weiter über die Parallelen zwischen den beiden nach und stehe plötzlich vor meinem Zuhause. Es überrascht mich doch immer wieder, wie schnell ich laufen kann. Einmal quer durch die Stadt ist praktisch kein Problem, und das ganz ohne U-Bahn.

Ja, gut, ich gebe es zu, ein kleiner Vorteil ist da doch – jedoch nur im Vergleich zu den Menschen.

Gegen vollwertige Vampire habe ich keine Chance.

Sie erwartet mich bereits, so wie immer, wenn ich von meinen Ausflügen nach Hause komme. Schlank und hochgewachsen sitzt sie auf einem Ast der großen Eiche und blickt in meine Richtung. Gegenwärtig trägt sie ihr kupferrotes Haar zu einem kunstvollen Zopf geflochten. Für mich gibt es kein schöneres Wesen als sie. Anmutig springt sie zu Boden und kommt lächelnd auf mich zu.

»Violett? Ist das dein Ernst?«, frage ich halb bewundernd, halb spöttisch.

»Ich weiß doch, wie sehr du diese Farbe liebst«, erwidert sie immer noch lächelnd.

Fasziniert betrachte ich ihre Augen. Die Iris leuchtet in einem schillernden Violett, es erinnert mich vage an Perlmutter. Ich umarme sie kurz und sage: »Wir haben was zu besprechen, Cass.«

Sie nickt wissend und schreitet voran, mit wiegenden Hüften. Wäre ich ein Mann, würde ich vermutlich sabbern. Aber

ich bin eine Frau und somit mischt sich ein kleines bisschen Neid in meine ansonsten bewundernden Gedanken.

Im Inneren von Cassiopeias kleiner Kapelle ist es dunkel. Lediglich ein paar Kerzen spenden schwaches, warmes Licht. Der Raum wird von einem großen Himmelbett dominiert, auf dem sich allerlei kuschelige Decken und weiche Kissen türmen. Entgegen aller Gerüchte und Literatur schläft unseresgleichen schon lange nicht mehr in Särgen, wir bevorzugen Gemütlicheres. Außer einem kleinen Schminktisch und einem Kleiderschrank gibt es hier keine Möbel, dafür das ein oder andere Dekostück. Alles wirkt auf einfache Art stimmig und heimelig. Cassiopeia hat es geschafft, aus diesem alten Gemäuer ein Zuhause zu machen. Und sie hat mich bei sich aufgenommen, worüber ich sehr dankbar bin.

Sie lässt ihren Luxuskörper auf einen Stapel Samtkissen sinken und bedeutet mir, es ihr gleichzutun.

»Ich habe eine Überraschung für dich«, eröffnet sie mir plötzlich. »Ich habe jemanden getroffen, der uns behilflich sein kann.«

»Woher weißt du, dass wir ihm trauen können?«, lautet meine erste Frage.

»Weil er alt ist, sehr alt. Und weil er keinerlei Vorteil daraus ziehen würde, wenn er uns in irgendeiner Weise schadet.«

»Woher kennst du ihn?«

»Er ist ein alter Freund von ...«

Sie braucht den Namen nicht auszusprechen. Ihr Gesichtsausdruck spricht für sich. Die Trauer hat ihre Spuren hinterlassen.

»Wann treffen wir ihn?«

»Er ist etwas ... eigen. Er meinte, er wird dich wissen lassen, wann es so weit ist.«

Toll, noch so ein Geheimniskrämer. Aber meine Neugier ist geweckt.

»Erzähl mir von ihm«, fordere ich Cassiopeia auf, doch sie schüttelt nur den Kopf.

»Du wirst alles, was du wissen musst, von ihm selbst erfahren. Ich musste es ihm versprechen. Wie gesagt, er ist eigen«, antwortet sie schulterzuckend. »Nun lass uns von etwas anderem reden. Was wolltest du mit mir besprechen?«

In kurzen Worten schildere ich ihr meine Begegnung. Cassiopeias Augen wechseln nun von Violett zu Dunkelrot, ein Zeichen, dass sie wütend wird.

»Er wird uns niemals in Ruhe lassen, Mirjam. Das spüre ich. Es wird Zeit, dass wir etwas unternehmen.«

»Und was? Da können wir uns ihm gleich an den Hals werfen! Wir sind machtlos, wir sind bloß Halbblute. Er würde uns zerbrechen wie Streichhölzer!«, entgegne ich aufgebracht. Es ärgert mich, immer dasselbe Thema durchzukauen und zu keiner adäquaten Lösung zu gelangen.

»Er wird die Menschen versklaven und ausrotten. Er wird diese Welt zugrunde richten, wenn wir ihn nicht aufhalten!«

Stumm starre ich Cassiopeia an. Ich brauche ein paar Augenblicke, um diese Information sacken zu lassen. Bis jetzt war ich der Meinung, dass die Sache zwischen Aureus und mir persönlicher Natur ist. Offensichtlich bin ich mit meiner Weltrettungstheorie näher an der Wahrheit als ursprünglich vermutet.

»Woher weißt du das?«, frage ich sie schließlich irritiert. Sie erhebt sich und kehrt mir den Rücken zu.

»Das tut jetzt nichts zur Sache. Aber glaube mir, die Lage ist ernst. Zu ernst, um noch länger abwarten zu können.«

Hilflos werfe ich die Arme hoch und erhebe mich ebenfalls.

»Und was schlägst du vor?«

»Du besitzt doch alles, was wir brauchen«, antwortet Cassiopeia schlicht.

»Ich kann aber schlecht losgehen und ihm den Dolch ins Herz rammen. Solange wir nicht wissen, wie er funktioniert, können wir ihn nicht verwenden. Es ist nicht sicher!«

Auch wenn ich mir durchaus bewusst bin, dass sie absolut recht hat, kann ich nicht umhin, herumzuzicken. Das ist alles noch viel zu verwirrend für mich. Plötzlich habe ich keine Lust mehr, mit ihr zu reden. Ich möchte den Rest der Nacht allein sein. Cassiopeia kennt mich gut genug. Sie hält mich nicht zurück, als ich die Kapelle verlasse.

Ziellos schleiche ich durch die Straßen. Die Menschen um mich herum machen mich nervös. Ich bin es gewöhnt, mich zu verbergen, auch wenn es nicht zwangsläufig nötig ist. Aber es schützt mich vor mir selbst und meinem inneren Dämon. Er verlangt seinen Tribut, lechzt nach Vollkommenheit. Lange werde ich meinen Durst nicht mehr allein mit Ratten stillen können. Ich bin mir sicher, dass ich seinem Drängen bald nachgeben werde, auch wenn das mit Sicherheit nicht die beste meiner Ideen ist. Aber momentan ist es meine einzige.

Ich lasse mich auf einer Bank in einem kleinen Park nieder. Zwischen den Bäumen ist es etwas ruhiger. Aber in meinem Kopf herrscht Chaos.

Meine Gedanken kreisen um Aureus. Es ist so widerwärtig! Wenn ich ihn ansehe, sehe ich automatisch einen anderen: Darius, meinen Geliebten.

Ein Stich zieht sich durch mein Herz. Sobald ich die Gedanken an ihn zulasse, habe ich das Gefühl, innerlich zu zerbrechen. Ich kann ihn nicht loslassen, solange sein abartiger Bruder mich mit jeder Faser seines Körpers daran erinnert, was ich verloren habe. Was ich getan habe.

Ich musste meinen Geliebten töten.

Darius starb durch meine eigene Hand, weil Aureus es so wollte! Dafür wird er büßen, und wenn es das Letzte ist, was

ich tue. Nur wenn ich Aureus töte, kann ich endlich Frieden finden und mit Cassiopeia ein Leben führen, das wieder lebenswert ist. Auch wenn ich dafür den radikalen Weg gehen muss. Offensichtlich bleibt mir keine Wahl.

Ich habe mein Zwitterdasein so satt! Rückblickend bemerke ich, wie vollkommen ich als Mensch war.

Ich hatte eine gemütliche kleine Wohnung am Rand von Wien.

Ich hatte einen Job, der mir (meistens) Spaß machte.

Ich hatte gute Freunde und Bekannte.

Und trotzdem war ich dermaßen unglücklich, dass ich mich im Nachhinein selbst ohrfeigen könnte. Doch allem Selbstmitleid zum Trotz, der Weg zurück existiert nicht mehr. Es wird Zeit, mir selbst in den Allerwertesten zu treten, anstatt mich dauernd zu zerfleischen. Mir bleibt nur die Flucht nach vorne.

Zögernd verlasse ich den Park, trete aus den Schatten mitten auf die Straße.

Ich zeige mich der Welt. Langsam streife ich meinen Mantel ab, meine fahle Haut leuchtet beinahe im Dunkeln.

Die Menschen nehmen mich dennoch kaum wahr. Sie sind zu sehr mit sich selbst oder ihren Smartphones beschäftigt. Selbst wenn ich ihre Kehlen aufreißen würde, wäre es garantiert wichtiger, noch schnell den Facebookstatus zu aktualisieren. Zum Sterben bleibt schließlich noch genug Zeit.

Vielleicht hat Aureus doch ein bisschen recht mit seiner Verachtung gegenüber der menschlichen Rasse. Vielleicht ist dieses seelenlose Pack es gar nicht wert, gerettet zu werden. Vielleicht sollte ich einfach alles hinschmeißen und stattdessen Vampirprinzessin werden.

Nein!

Kopfschüttelnd versuche ich, die unsinnigen Gedanken zu vertreiben. Plötzlich rempelt mich jemand an.

»Hast ein bissl Kleingeld?«, fragt mich ein Bettler und zupft an meinem Ärmel. Hitze durchströmt mich. Vor meinen Augen flackert es. Beißender Uringeruch dringt in meine Nase, so stechend intensiv, dass ich mich losreiße. Angewidert suche ich das Weite. Soeben habe ich gelernt, dass mein Dämon anscheinend doch wählerisch ist.

Kapitel 2



Die neue Nacht bricht herein. Bereits seit einer Stunde befinde ich mich auf der Spitze des DC Towers. Eigentlich war es gar nicht so unmöglich, ihn zu erklimmen. Es hat etwas Verwegenes, hier oben zu sitzen. Und irgendwie es ist auch unglaublich cool.

Ich war vor Cassiopeia wach und wollte sie nicht wecken. Sie findet mich ohnehin, wenn sie es will. Für ein Halbblut hat sie bereits erstaunliche Fähigkeiten. Kein Wunder, dass dieser Status für sie weniger einschränkend ist als für mich.

Ich versuche mein Vorgehen zu planen. Der Wind peitscht gewaltig, wirbelt mir meine langen schwarzen Haare ins Gesicht und zerrt an meinem Mantel. Aber er hilft mir, meinen Kopf klar zu bekommen. Die Stadt liegt mir zu Füßen, ein Meer aus Lichtern in den verschiedensten Farben, dazwischen die Donau, schwarz und unbewegt.

Ich kann mich unmöglich alleine auf die Jagd machen, dazu fehlt mir der Mut und außerdem ein vernünftiger Plan. Offensichtlich plant Aureus etwas Großes. Ich habe keine Lust, unnötige Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, weder menschliche noch vampirische. Die gestrige Unterhaltung mit Cassiopeia beschäftigt mich. Neugier ist eine meiner menschlichen Schwächen, die mir noch geblieben ist. Ich bin gespannt, wann dieser mysteriöse »Freund« sich zu erkennen geben wird. Hoffentlich erwartet mich keine böse Überraschung.

Ich schlinge meinen Mantel enger um meinen Körper und blicke hinauf zum Mond. Er steht als silberne Sichel über mir und scheint zum Greifen nahe. Sein Anblick hatte für mich

schon zu sterblichen Zeiten immer einen besonderen Reiz. In diesem Moment bekomme ich Gesellschaft.

Eine schwarze Krähe flattert ganz nahe an meinem Gesicht vorüber. Gespannt drehe ich mich um und folge ihr mit den Augen. Dieser Moment, wenn sich das Tier in Rauch auflöst und Cassiopeia erscheint, ist jedes Mal aufs Neue episch.

»Wie lange bist du schon hier oben?«, fragt sie verwundert.

»Eine Weile«, antworte ich niedergeschlagen. »Dies ist eine Stadt, die einen niemals zur Ruhe kommen lässt. Hier oben ist der einzige Ort, an dem ich meinen Gedanken freien Lauf lassen kann, ohne ständig einen Kampf gegen mich selbst zu führen.«

Cassiopeia schweigt und blickt hinab zu der Welt unter uns. Dieser Ort ist etwas Besonderes, ein Ort des Abschiedes. Es ist uns beiden schmerzlich bewusst, aber ich habe jetzt keine Zeit für Gefühlsduseleien.

»Wir müssen es tun«, sage ich betont vage, doch natürlich versteht sie sofort, was ich meine.

»Du hast keine Ahnung, was ›es tun‹ bedeutet!« Ihre Augen verengen sich, fixieren die meinen.

»Nein, die habe ich wohl nicht ...«, gebe ich seufzend zu. »Aber wenn du tatsächlich einen besseren Vorschlag hast, höre ich ihn mir gerne an.«

Cassiopeia schweigt, schreitet unentwegt auf und ab.

»Hör auf damit, du machst mich nervös!«

»Sag mir nicht, was ich zu tun habe!«, fährt sie mich an. Verwundert über ihre heftige Reaktion starre ich sie an.

»Was genau ist eigentlich dein verdammtes Problem?«, entfährt es mir, bevor ich darüber nachdenken kann. »Langsam habe ich das Gefühl, du willst mich absichtlich daran hindern, mich bremsen, mich vielleicht sogar aufhalten?«

»Ja, richtig, ich möchte dich aufhalten!«, erwidert sie nicht minder bissig. »Ich möchte dich aufhalten, bevor du blind in

dein Unglück läufst! Dein Schöpfer ... unser Schöpfer ist tot! Ab dem Moment, wo der erste Tropfen Menschenblut deine Zunge berührt, bist du Aureus ausgeliefert. Wann begreifst du das endlich?!«

Und wieder sind wir an dem Punkt angelangt. An diesem unsäglich toten Punkt.

»Ich habe schon verstanden«, sage ich mit einem tiefen Seufzer der Resignation. »Aber offensichtlich missverstehst du meine Lage. Solange ich ein Halbblut bin, verfüge ich über keinerlei Kräfte. Ich kann mich nicht mal wehren, wenn ich von einem normalen Vampir angegriffen werde! Ich muss es tun, ich sehe keine andere Lösung!«

Mit diesen Worten schicke ich mich an, den Tower zu verlassen.

»Warte!«, ruft mir Cassiopeia hinterher. »Gib mir eine Nacht Zeit, um noch einmal in Ruhe darüber nachzudenken.«

»Noch eine Nacht? Wie lange musst du eigentlich ...?«

»Bitte.« Ihre Stimme klingt seltsam flehentlich, so kenne ich Cassiopeia nicht. Ihre Augen haben ein helles Grau angenommen, auch diese Farbe habe ich in der Vergangenheit noch nicht an ihr gesehen. Dementsprechend schwer finde ich sie gerade zu deuten, also gebe ich ihrer Bitte widerwillig nach.

»Eine Nacht. Ich erwarte deinen Ruf«, sage ich und verlasse den DC Tower, ehe ich in Tränen ausbreche.

Seit ich zur Hälfte der unsterblichen Fraktion angehöre, träume ich nur sehr selten. Aber der Traum, der mich in der frühen Abenddämmerung weckt, hat es in sich. Ich erwache plötzlich und brauche mehrere Minuten, bis ich mich wieder vollständig in meinem Körper angekommen fühle. Weitere Augenblicke vergehen, bis ich mich endlich erinnern kann.

Ich trage ein Kleid aus schwarzen, filigranen Rosen. Es ist bodenlang und schulterfrei. Barfuß schreite ich langsam einen moosbewachsenen Weg entlang, über mir ein klarer Sternenhimmel und eine schmale Mondsichel, die nur wenig Licht spendet. Gläserne Bäume säumen den Weg, sie fächern das Licht und verleihen der Landschaft etwas Übernatürliches. In meinen Händen halte ich einen Strauß aus strahlend weißen Callas. Ihr Duft ist so betörend, dass Schmetterlinge meinen Kopf umflattern. Sie verfangen sich in meinen Haaren, spielen mit ihnen. Nach wenigen Schritten erspähe ich bereits mein Ziel: einen steinernen Pavillon. Darin steht ein einzelner Mann. Mein Mann. Ein Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus, lautlose Tränen der Freude bahnen sich ihren Weg über meine Wangen. Endlich am Ziel, endlich angelangt. Seine blauen Augen scheinen direkt in meine Seele zu blicken, so tief ist der Kontakt, so verbunden der Moment. Er reicht mir seine Hand, doch als ich meine in seine lege, verändert sich das Traumbild. Etwas zieht mich davon, der Abstand zwischen uns wird immer größer. Verzweifelt kämpfe ich gegen den Sog an, versuche mit meinen Zehen Halt im Moos zu finden. Doch da ist kein Moos mehr, stattdessen kratzen Dornenranken meine Füße blutig. Ich winde mich, wehre mich, ignoriere den scharfen Schmerz. Mein Kleid hängt in Fetzen an meinem wunden Körper, ein Schrei entfährt meiner Kehle, ein einziges Wort: Darius!

Wumms.

So heftig ist der Schmerz, dass ich mich minutenlang im Bett wälze und heule. Ich umklammere mich selbst, habe das Gefühl, in diesem Moment auseinanderzubrechen, an der Leere zu ersticken. Ich hasse mein Unterbewusstsein, das den Erinnerungen immer wieder den Weg an die Oberfläche ebnet, immer dann, wenn ich es am wenigsten erwarte oder brauche. Meine mühsam erbaute Mauer zerfällt zu Staub und ich kann nichts tun, als mich den Wellen der Trauer hinzu-

geben, sie durch mich hindurchziehen zu lassen, bis sie von selbst verebben. Zum Glück ist Cassiopeia an diesem Morgen nicht nach Hause gekommen. Ich möchte nicht, dass sie mich in diesem Zustand sieht.

Langsam beruhige ich mich, versuche rational über den Traum nachzudenken, was ungefähr so erfolgreich ist, wie Feuer mit Benzin zu löschen.

Natürlich ist mir klar, warum ich genau heute von ihm träume. Es soll mich an die Wichtigkeit meiner Mission erinnern. Vielleicht ist es sogar ein Zeichen, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Heute soll die Nacht meiner dritten Geburt sein. Heute werde ich Menschenblut trinken. Heute nimmt alles seinen Anfang. Oder ein bitteres Ende.

Unruhig ziehe ich durch die Straßen. Es regnet in Strömen, es sind nur wenige Menschen unterwegs, dafür umso mehr Autos. Gerade noch rechtzeitig springe ich vom Zebrastreifen auf den Gehweg, das wütende Hupen des Fahrers dröhnt in meinen Ohren und holt mich aus meinen Gedanken.

»Arschloch!«, knurre ich leise. »Du solltest dich rächen!«, schnurrt mein Dämon. »Klappe halten!«, sage ich laut zu mir selbst und ernte prompt den missbilligenden Blick einer alten Dame.

Ich bin ungeduldig, warte fieberhaft auf ein Zeichen von Cassiopeia. Ich kann es nicht mehr erwarten. Es ist das Richtige, ich fühle es in jeder Faser meines Körpers. Vielleicht ist im Vampirgesamtpaket auch eine wasserabweisende Aura enthalten, denn langsam, aber sicher fühle ich mich durchweicht wie ein Stück Papier. Schutzsuchend steuere ich einen Hauseingang an. Irgendwie habe ich das Gefühl, hier schon einmal gewesen zu sein, obwohl die Gegend um den Stephansplatz eigentlich nicht mein bevorzugtes Rattenjagdgebiet ist. Zu viele Menschen, zu sauber. Und trotzdem.

Vorsichtig fahre ich mit den Fingern über die dunkle, unscheinbare Holztür. Gedämpfte Musik dringt an meine Ohren. Schließlich fasse ich mir ein Herz und trete ein. Besser im Trockenen auf Cassiopeias Ruf warten, wenn er denn überhaupt kommt. Wehe ihr, wenn nicht ...

Der Türsteher würdigt mich keines Blickes, schnurstracks marschiere ich an ihm vorbei. Und obwohl mir etwas unwohl in meiner Haut ist, erweckt der schlauchförmige Raum mit der nicht zu übersehenden Bar ein seltsames Gefühl der Vertrautheit. Jetzt bloß nichts anmerken lassen. Ich bin ein Gast wie jeder andere.

Betont lässig lehne ich mich an die Bar. Die wenigen Anwesenden scheinen keine Notiz von mir zu nehmen.

»Na, Süße, welcher Buchstabe darf es denn sein? Oder doch lieber die Zahl?«

Der Barkeeper reißt mich aus meinen Gedanken. Verwirrt versuche ich einzuordnen, was er eben zu mir gesagt hat.

»Wie bitte?«, frage ich schließlich, eine Spur verlegen.

»Na, komm schon, ich hab von jeder Sorte ausgezeichneten Stoff auf Lager. Frisch gezapft!«

»Ähm ... was genau steht denn zur Auswahl?«, frage ich irritiert.

Nun ist es an ihm, mich verwundert anzustarren. Lässig wirft er sich sein Geschirrtuch über die Schulter, stemmt die Hände auf den Tresen und baut sich vor mir auf.

»Was bist du? Ein Poser? So wie du aussiehst, bist du nicht hier, weil du Bier willst.«

Langsam sickert eine Ahnung in meine Gedanken.

Nein, das konnte doch nicht möglich sein. Doch ich habe keine Zeit mehr, genauer darüber nachzudenken, denn in diesem Moment ertönt Cassiopeias Stimme in meinem Kopf.

»Ich bin so weit ...«

Zum Glück hat der Regen nachgelassen, als Cassiopeia vor der seltsamen Bar zu mir stößt. Dennoch ziehen wir uns in die U-Bahn-Station zurück, die um diese Zeit nicht mehr besonders stark frequentiert ist. Cassiopeia wirkt äußerlich ruhig, aber ich merke, wie angespannt sie ist. Sie spielt mit einer Strähne ihrer Haare und kaut auf ihrer Lippe. Und scheinbar ist sie auch noch nicht restlos überzeugt.

»Wie machst du das eigentlich?«, frage ich sie. »Warum kann ich deine Stimme in meinem Kopf hören?«

Verwundert starrt Cassiopeia mich an.

»Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht genau. Vermutlich liegt es daran, dass wir einen gemeinsamen Schöpfer haben«, erwidert sie nachdenklich. »Es ist wie ... nein, es fühlt sich an, als wäre zwischen uns eine geistige Verbindung, auf die ich jederzeit zugreifen kann.«

Spannend.

Ich wünschte, ich könnte dasselbe sagen. Aber stattdessen fühle ich mich neben ihr immer ein bisschen minderwertig. Und vollkommen unfähig.

»Du wirst den letzten Rest Menschlichkeit verlieren, den du noch hast, das ist dir bewusst?«, bringt sie es plötzlich auf den Punkt, so als hätte sie meine Gedanken gelesen. Es würde mich nicht weiter verwundern, wenn sie dazu auch in der Lage wäre.

»Absolut, leider. Aber als Halbblut bin ich nicht in der Lage, es mit Aureus aufzunehmen.«

»Wenn die Transformation abgeschlossen ist, gibt es kein Zurück. Das ist dir ebenfalls klar? Du kannst dich nicht mit einmal zufriedengeben. Du wirst immer mehr wollen, und dann wirst du genau das, was du nie werden wolltest: ein Werkzeug ...«

Entschlossen gehe ich auf sie zu und schließe meine Finger um ihre. »In meinen Adern fließt Darius' Blut. Es ist sein Vermächtnis an mich, seine Liebe, die mich überhaupt noch

funktionieren lässt. Ich muss seinen Tod rächen. Vielleicht finde ich dann auch meinen Frieden.« Oder meinen absoluten Tod, füge ich in Gedanken hinzu. Wie auch immer.

Cassiopeia sieht mich lange an. Ihre grünen Augen ruhen in den meinen, doch ich halte ihrem Blick stand.

»Es ist der einzige Weg«, sage ich mit Nachdruck. Ich suche im Gesicht meiner Freundin nach einem Zeichen der Einsicht, finde aber nur Ausdruckslosigkeit. Ernüchert wende ich mich ab und gehe Richtung Rolltreppe.

»Warte!«

Ich bleibe stehen, drehe mich aber nicht um, denn nun laufen Tränen der Enttäuschung über mein Gesicht. Ich versuche sie zu verbergen. Ich höre Cassiopeias Schritte, die sich langsam nähern. Ihre Hand umfasst meine Schulter und dreht meinen Körper zu sich. Vorsichtig trocknet sie meine Tränen, während ich meinen Blick immer noch gesenkt halte.

»Wenn es für dich keinen anderen Weg gibt, werde ich ihn mit dir gehen«, eröffnet sie mir mit sanfter, aber entschlossener Stimme. Diese Aussage erschüttert mich zutiefst. Ich schüttele ihre Hand ab und trete einen Schritt zurück.

»Nein, das habe ich nicht gemeint! Ich möchte lediglich deine Unterstützung. Nicht, dass du dich mit mir gemeinsam ins Verderben stürzt.«

»Alleine hast du keine Chance, und als Halbblut bin ich dir keine Hilfe«, flüstert meine Freundin eindringlich und packt mich erneut am Arm. »Mein Entschluss steht fest. Entweder wir beide oder keine!«

Sie zieht mich in ihre Arme und ich meine zu fühlen, dass ihr Körper leicht zittert. Ihre Nähe gibt mir Kraft, stärkt meinen Willen und ich weiß, dass es das einzig Richtige ist.

»Glaubst du, ich kann danebenstehen und einfach zusehen, wie du in die offene Klinge läufst, während ich dir nicht helfen kann? Dafür bedeutest du mir einfach zu viel ...«, flüstert sie

an meinem Ohr. »Du bist alles, was mir noch geblieben ist. Und meine Hoffnung, irgendwann ... Elaine wiederzusehen.«

»Du glaubst tatsächlich, dass sie noch am Leben ist?«, frage ich vorsichtig.

»Ich weiß es. Ich fühle es mit dem Herzen einer Mutter, der die einzige Tochter genommen wurde. Mein kleines, süßes Mädchen wartet irgendwo da draußen auf mich.«

Die Tatsache, dass Cassiopeia über ihre Tochter spricht, lässt meine Zweifel schwinden. Es ist ein heikles Thema für sie – ich hätte nie gewagt, es offen anzusprechen. Ich weiß nur, dass Cass ebenso wie ich eine Rechnung zu begleichen hat.

Ich löse mich von ihr. »Darius' Geist wird über uns wachen.«

Meine Freundin krempelt ihren rechten Ärmel hoch und beißt in ihr Handgelenk. Rot leuchtend kommt ihr Blut zum Vorschein und bahnt sich einen Weg über ihre blasse Haut. Ich tue es ihr gleich. Ehe sich die Wunden wieder schließen können, pressen wir unsere Handflächen aufeinander.

»Damit ist es entschieden.«

Ein Pakt des Blutes. Besiegelt.

»Lass uns gehen. Ich weiß, wo wir ein leichtes Opfer finden«, flüstert Cassiopeia verschwörerisch.

Wie von selbst finden wir zueinander, unsere Körper verschmelzen miteinander und das mittlerweile vertraute Gefühl der Atemlosigkeit ergreift Besitz von mir, nur um gleich darauf wieder zu weichen. Jedes Mal bin ich versucht, für einen kurzen Moment in Panik auszubrechen. Aber es ist immer wieder ein Erlebnis, auf diese körperlose Art zu reisen.

Als ich die Augen öffne, finde ich mich inmitten eines provisorischen Schlafagers wieder, Cassiopeia an meiner Seite. Ich schaue mich um, lasse meinen Blick schweifen. Niemand hat uns bemerkt. Unangenehme Gerüche dringen in meine

Nase, eine Mischung aus Urin, Alkohol und Zigarettenrauch. Es scheint ein Obdachlosenlager zu sein.

Über uns befindet sich eine Brücke, ich höre das Rauschen des Verkehrs. Beim Anblick der schlafenden Menschen brüllt der Vampir in mir jäh auf und mein Herz schlägt schneller. Plötzlich erscheint er mir gar nicht mehr so wählerisch. Wahrscheinlich ist die Zeit nun tatsächlich reif. Prüfend beobachte ich unsere potentiellen Opfer.

Jeder von ihnen hat eine Geschichte und ein Leben, eine Vergangenheit und eine zugegebenermaßen etwas zweifelhafte Zukunft. Einer wird uns in dieser Nacht als Spender dienen. Wir werden zu seiner Zukunft werden und er zu unserer. Immer noch besser, als im Alkoholrausch in der Gosse elendig dahinzusiechen. Auch wenn ich mir ehrlich gesagt eine etwas attraktivere erste Mahlzeit vorgestellt habe, verstehe ich, warum Cassiopeia uns hierher gebracht hat. Es sind alleamt Außenseiter der Gesellschaft. Niemand wird sie vermisen.

Plötzlich regt sich einer der Schlafenden. Umständlich schält er sich aus seinem Schlafsack und blickt uns schlaftrunken an. Sein Gähnen gibt den Blick auf schwarze, abgefaulte Zähne frei. Mit einer leichten Berührung lenke ich Cassiopeias Aufmerksamkeit auf ihn. Sie nickt und gibt mir zu verstehen, dass wir denselben Gedanken teilen. Mit der Gewissheit, das Richtige zu tun, gehen wir auf ihn zu. Jeder Schritt bringt uns näher an das ersehnte Gefühl der Vollkommenheit. Cassiopeia lässt sich vor ihm nieder.

Er blickt ihr erstaunt ins Gesicht, dann grinst er: »Hast a paar Euro? Oder willst du dich zu mir legen, Pupperl?«

Meine Freundin lächelt ihr geheimnisvollstes Lächeln. »Ich kann dir viel mehr geben als Almosen, mein Freund.« Sie packt ihn am Arm und zieht ihn auf die Beine. Er lässt es widerstandslos geschehen.

Als wir ihn mit uns nehmen, wankt er merklich. Leichte Beute. Er bekommt gar nicht richtig mit, was mit ihm passiert. Doch ich verspüre kein Mitleid. Meine Sinne sind geschärft, meine Lust erwacht, brüllend wie ein hungriges Tier. Cassiopeia wirkt ruhig, beinahe gelassen. Verspürt sie überhaupt keine Aufregung? Schweigend blicken wir uns um, auf der Suche nach einem geeigneten Ort für unser Vorhaben. Cassiopeia deutet schließlich auf einen schwach beleuchteten Treppenaufgang.

»He, wo geh ma denn hin?«, flüstert unser Opfer, und nun ist sein Blick bang und voll böser Ahnungen.

»An einen Platz, wo du Frieden finden wirst«, antwortet meine Freundin und ihr Blick flackert zu mir herüber. Nach ein paar weiteren Schritten bleibe ich stehen und blicke mich um. Der Boden ist schmutzig, überall liegt Müll, Ratten laufen herum und suchen nach Leckerbissen. Ein großes Gebüsch verbirgt uns vor neugierigen Blicken. Allerdings würde hier ohnehin kein vernünftiger Mensch freiwillig einen Fuß hinsetzen. Gute Voraussetzungen, um Zeugen zu vermeiden – und um den Leichnam kümmern sich die Ratten.

Auch unser Opfer zögert, doch Cassiopeia lässt ihm keine Chance, sie zeigt nun ihr wahres Gesicht. Knurrend packt sie ihn am Kragen und zieht ihn aus dem schwachen Licht der Laterne hinauf auf die finstere Treppe. Mein Körper ist gespannt, mein Verstand kurz davor, sich auszuschalten und der Gier die Kontrolle zu überlassen.

»Wa ... Was macht's denn mit mir?«, wimmert er. Die Angst steht ihm ins Gesicht geschrieben, feine Schweißperlen laufen seine Schläfen hinunter. Mit Genuss sehe ich, dass auch meine Freundin ihre Erregung kaum mehr bändigen kann. Sie packt ihn an der Kehle, drückt ihn gegen die Wand und hält seinen Kopf zur Seite. Ihre Augen blitzen mich an. Die Haut ist zum Zerreißen gespannt, die Konturen der Sehnen und

Adern treten deutlich hervor. Sein Körper bebt und er flüstert unentwegt Worte, die ich nicht verstehe. Doch es ist mir gleichgültig.

»Ich werde dich von deiner weltlichen Qual erlösen ...«, flüstere ich mit einer Stimme, die nicht mehr nach meiner klingt.

Anscheinend hat mein Dämon eine melodramatische Ader.

Ich atme seinen säuerlichen, schmutzigen Geruch, und nun wirkt er beinahe wie ein Aphrodisiakum. Ein tiefes Grollen dringt aus meiner Kehle, als ich endlich meine Zähne in seinen Hals versenke. Das Fleisch ist schwach und weich wie Butter, die Barriere aus glatter Haut ist überwunden und ich fühle, wie das Blut meinen Mund füllt. Der Geschmack ist überraschend unspektakulär. Beinahe sogar etwas ekelig. Vermutlich, weil unser Opfer nicht gerade wie frisch geduscht riecht. Die Wirkung allerdings ... Ach, du heilige Scheiße!

Ich trinke, ich lebe, ich bin ... endlich ... endlich kann ich dem Verlangen nachgeben, Gier und Befriedigung toben gleichermaßen in meinem Inneren. Nichts um mich herum existiert mehr, jetzt zählt nur dieser eine Augenblick. Nach ein paar tiefen Zügen bremsen mich, sehe Cassiopeia an und nun beißt auch sie zu. Ich genieße diesen Moment unserer Erlösung. Wir nehmen uns an den Händen, fühlen eine tiefe Verbundenheit, die Krönung unserer Freundschaft. Wärme durchdringt jede Faser meines Leibes, sie nimmt mir all meine Sorgen und Zweifel. Als ich die Augen öffne, sehe ich nur einen Strudel aus Farben und Lichtern, verschwommene Bilder, die Szenen eines Lebens zeigen. Plötzlich beginnt mein Körper sich zu krümmen und zu winden. Angewidert stoße ich mein Opfer von mir, bevor meine Beine mir den Dienst versagen. Ich stürze zu Boden, von schmerzvollen Krämpfen geschüttelt und völlig ohne Kontrolle über mich selbst. Und genauso plötzlich, wie er begann, endet dieser Zustand. Vorsichtig be-

wege ich mich und stehe auf. Ich blicke an mir hinab, meine Haut glättet sich und hat einen rosigen Schimmer, von Blut durchpulst. Ich fühle mich stark, kräftiger, als ich es je gewesen bin, beinahe wie neugeboren.

Sein Körper liegt schlaff in den Armen von Cassiopeia, die noch immer gierig an seinem Hals saugt.

Als sie die Augen öffnet, ziehe ich sie hoch und will sie umarmen, doch sie stößt mich unsanft zurück. Beinahe im selben Augenblick kniet sie bereits wieder über dem leblosen Körper, erneut trinkend. Ohne genau zu wissen warum, packe ich sie an der Schulter und ziehe sie erneut mühelos weg. Meine physische Kraft ist beeindruckend.

»Du darfst nicht den letzten Rest trinken!«, warne ich meine Freundin und blicke sie scharf an.

»Was redest du da für einen Unsinn? Woher willst du das wissen?«, knurrt sie zornig und wendet sich erneut ab. Mit einer schnellen Bewegung schlinge ich meinen Arm um ihre muskulöse Taille und schleudere sie gegen die Wand. Cassiopeia stöhnt beim Aufprall überrascht auf, landet aber auf ihren Füßen.

»Was soll das?!«

»Ich wiederhole mich nur ungern, aber du darfst den letzten Tropfen nicht trinken. Du darfst ihn nicht töten ... nicht auf diese Art. Ich weiß nicht warum, es ist so eine Ahnung!«

Ohne ihre Antwort abzuwarten, trete ich zu dem Obdachlosen, dessen Brust sich noch immer sachte hebt und senkt.

»Du wirst nicht ...!«

Ein leises Knacken ertönt, als ich sein Genick breche. Der Kopf sackt zurück. Cassiopeia schreit auf: »Warum hast du das getan?«

Langsam verliere ich die Geduld. Was ist bloß mit meiner Freundin los? Will sie mich nicht verstehen?

»Sag mal, hat das Blut deinen Verstand vergiftet? Beherrsche dich gefälligst!«, fauche ich sie an.

»Du wirst mir nicht sagen, was ich zu tun und zu lassen habe, du Miststück!« Cassiopeia packt mich an den Haaren und reißt meinen Kopf nach hinten.

»Ich kann trinken, was ich will, so viel ich will und vor allem: von WEM ich will!«

In ihren blutroten Augen schimmert die Gier. Der jahrelang angestaute Hass und der nie gestillte Durst nach Vergeltung hat völlig von ihrem Geist Besitz ergriffen. Ich spüre ihr lüsternes Fauchen heiß an meinem Ohr. Entsetzt begreife ich, was sie vorhat. Sie öffnet den Mund und will gerade zubeißen, als sie plötzlich innehält. Das rhythmische Klatschen von Händen ertönt hinter meinem Rücken.

Mehr unter forever.ullstein.de